

HEYNE <

EIN SCHÜCH- TERN

JÜRGEN GRÄSSLIN

Unermüdlich gegen Krieg
und Gewalt – was ein
Einzelner bewegen kann

ZWECK- LOS

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Originalausgabe 06/2023

Copyright © 2023 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Caroline Kaum

Bearbeitung: Anna Butterbrod

Bildredaktion: Heike Jüptner

Umschlaggestaltung: wilhelm typo grafisch

Umschlag: Autorenfoto: dpa picture alliance/Christoph Hardt/Geisler-Fotopress

Satz: Satzwerk Huber, Germering

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-60630-2

www.heyne.de

*Gewidmet unseren Enkeln
Olivia, Nora, Ricco und Tino,
auf dass sie –
wie alle Kinder dieser Welt –
ein gesundes und glückliches,
ein friedvolles und erfülltes
Leben führen dürfen.*

*Damit dies geschieht,
müssen wir
handeln.
Jetzt.*

Inhaltsverzeichnis

Widmung	5
Vorwort. Die richtigen Antworten finden	11
 Kapitel 1: Wie mich das Militär lebenslang prägte	 15
Der ewige Gefreite – mein erstes Schlüsselerlebnis	15
Von der Verteidigungsarmee zur internationalen Eingreiftruppe	23
 Kapitel 2: Wie wenige Aktivisten viel bewegen	 28
Das weiche Wasser wider den atomaren Overkill	28
<i>Fern vom Krieg</i> – mein zweites Schlüsselerlebnis	39
Das <i>Schwarzwälder Friedensforum</i> im Visier	46
Warum Heckler & Koch und RIO die Schließung drohte	53
Wie Rottweiler Richter Recht sprachen	59
 Kapitel 3: Wir kaufen keinen Mercedes	 64
Vom guten Stern zum europäischen Rüstungsriesen	64
Als ich meine Liebe zum Kapitalismus entdeckte	67
Wie mich ein Spaziergang mit Deutschlands Topmanager nach Südafrika führte	76
Warum Weltbankpräsident Wolfensohn keinen Biografen in mir fand	83
Vollmundige Versprechungen von einer Hochzeit im Himmel ..	85
Jürgen gegen Jürgen – vom verstoßenen Biografen zum Bestsellerautor	91
Wie wir Deutschlands Rüstungsriesen Nummer eins mit einer Aktie zur Umkehr zwangen	95

Kapitel 4: Basisgrüne Bomben auf Belgrad	101
Manöverblockade – Rien ne va plus!	101
Kretschmann gegen Grässlin – meine Kandidatur zur Bundestagswahl 1994	104
Als Pazifist abgeschlagen	108
Wie Fischers flammende Rede die Friedenspartei in den Krieg führte	111
Weshalb ich als Grüner die Grünen verlassen habe – mein drittes Schlüsselerlebnis	121
Kapitel 5: Auf den Spuren der G3-Gewehre	127
Tatort Somaliland: Wie Abdirahman ein Bein durch ein deutsches G3 verlor	127
Tatort Türkei: Wie Hayrettin die Gewalt der Gewehre überlebt hat	135
Vom Verbrechen zum Versprechen – mein viertes Schlüsselerlebnis	142
Kapitel 6: Sieg der Meinungsfreiheit vor Gericht	148
Bittere Bilanz der Scheidung auf Erden	148
Die BaFin jagt lieber friedliche Delfine als gefräßige Haie	154
Wo das Persönlichkeitsrecht über dem Grundgesetz steht	157
Eine Prozesskostenfinanzierung der kreativeren Art	162
Schrempps Niederlage vor dem Bundesgerichtshof – mein fünftes Schlüsselerlebnis	165
Entwaffnet Daimler!	170
Kapitel 7: Ein Gerichtsurteil, das viel Positives bewirkte	181
60 Jahre Heckler & Koch – kein Grund zum Feiern	181
Warum Whistleblower Wichtiges bewirken können	184
Tatort Mexiko: Wie meine Strafanzeige den Stein ins Rollen brachte	186
Rothbauers Strafanzeige gegen die Kontrollbehörden	193

Der Tod dankt der Staatsanwaltschaft Stuttgart ...	196
... wir dagegen danken Daniel Harrich	203
Anklageerhebung ausschließlich gegen Verantwortliche eines Waffenherstellers	207
Wie uns ein Staatsanwalt attackierte, während wir geehrt wurden	211
Erstmals in der Firmengeschichte	215
Erfolg vor dem Bundesgerichtshof – H&K muss Millionenbetrag zahlen	220
Mit der Macht einer Aktie. Die tödlichste Waffenschmiede auf dem Weg des Wandels	225
Der Faschist im Firmennamen von Heckler & Koch	236
 Kapitel 8: Warum wir laut aufschreien müssen!	242
»Aktion Aufschrei« – Wie sich viele Davids gegen den Goliath der Gewalt verbünden	242
»AUFSCHREI wider den Waffentod, für das Leben!« – eine meiner mir wichtigsten Reden	245
Frieden geht! Unser Staffellauf mobilisiert bundesweit	251
 Kapitel 9: Beendet die Beihilfe zu Mord!	255
Tatort Kolumbien. Unsere Strafanzeige gegen SIG SAUER	255
Von der Strafanzeige zur Anklage zum Gerichtsurteil	260
Trotz Verurteilung: erneute illegale Waffendeals mit Lateinamerika	268
Wie wir dem deutschen Staat weitere elf Millionen Euro einbrachten	275
Weshalb unsere Erfolge bei Kleinwaffen so wichtig sind	278
Der harte Kampf ums Kontrollgesetz	283
Wie die Ampelkoalition die todbringende Tradition fortführt ..	290
Wege der Kritik und das Florett der Satire	295

Kapitel 10: Die Unkultur des Krieges überwinden	302
Das Knacken der Knochen – dieser ewige Krieg in mir	302
Zeitenwende – Wie Deutschland zur drittgrößten Militärmacht der Welt wird	306
Völkerrecht mit Waffengewalt herbeischießen?	312
Pazifistenbashing statt Fragen nach dem Frieden	317
Der Umwelt- und Klimakiller: Militär	326
Gewaltfreier Widerstand ist oft erfolgreiche! –mein sechstes Schlüsselerlebnis	334
Was wäre wenn? Meine Vision	344
 Nachwort. Aktiv Widerstand leisten!	346
Tipps zum Loslegen: im Einsatz für eine bessere Welt	349
Wichtige Websites für Ihr Engagement	351
Danksagung	357
 Anhang	359
Verzeichnis der digitalen Infokästen mit Hintergrund- informationen	359
Abkürzungsverzeichnis	360
Literaturverzeichnis	365
Personen- und Sachregister	368
Bildnachweis	381

Vorwort.

Die richtigen Antworten finden

Liebe Leserin, lieber Leser,

das Gute an einem autobiografischen Text ist, dass man sich als Verfasser endlich Zeit nimmt. Ausreichend Zeit, um über die Erlebnisse und Geschehnisse nachzudenken, die das eigene Leben nachhaltig geprägt und in andere Bahnen gelenkt haben. Zeit für Fragen, die weit über das eigene Wirken hinausgehen. Sprich: für Schlüsselfragen des eigenen Daseins und der Welt, in der wir leben.

Fragen verlangen nach Antworten. Ich hege die Hoffnung, dass meine Schlüsselfragen und deren Beantwortung auch Ihnen weiterhelfen können. Vor allem dann, wenn auch Sie zu den Menschen gehören, die etwas bewegen und viel verändern wollen. Wenn auch Sie die Welt zu einer friedlicheren und gerechteren, gesünderen und damit besseren umgestalten wollen.

Wenn dem so sein sollte, so ehrt Sie das, sehr sogar. Meine Erfahrung aber zeigt: Sobald wir Veränderungen anstreben, stoßen wir auf Widerworte, ecken an. Von bestimmten Personen werden wir als Störenfried wahrgenommen. Denn nichts fürchtet manch vermögender Mensch und manch einflussreiche Organisation mehr als die Veränderung bestehender Besitz- und Machtverhältnisse. Der Grund: Viele von ihnen profitieren von der bestehenden Ungerechtigkeit und Ungleichheit, von Ausbeutung und Krieg.

Wenn Sie aufbegehren, wird man Sie erfahrungsgemäß erst ignorieren, sich über Sie lustig machen, dann totschweigen wollen.

Doch sobald Sie öffentlich Zuspruch finden, wird man Sie ernst nehmen müssen. Und dann werden Sie von der Gegenseite gewaltig unter Druck gesetzt. Von der verbalen über die juristische bis hin zur monetären Ebene.

Ich weiß, wovon ich spreche. In den vergangenen Jahrzehnten musste ich zahlreiche Unterlassungsverfügungen und Gerichtsprozesse hinnehmen, allen voran seitens der Unternehmen Heckler & Koch, Daimler und Mercedes sowie deren Topmanager. Einige dieser gerichtlichen Auseinandersetzungen währten Jahre, die mit dem langjährigen Daimler-Chef Jürgen Erich Schrempp und seinem Konzern vier Jahre und zwei Monate.

Die Niederlagen in den unteren und mittleren Gerichtsinstanzen kosteten uns, meine Frau Eva und mich, Zehntausende Euro. Dank der kompetenten Beratung und engagierten Unterstützung meines Rechtsanwalts Holger Rothbauer gewann ich jedoch die entscheidenden Prozesse final. Auch dank vieler Freundinnen und Freunde, die uns nach Kräften unterstützten.

Um die Angriffe der Gegenseite psychisch zu überstehen, musste ich mir immer wieder bewusst machen: Wofür kämpfe ich schon so lange Jahre, bis zum heutigen Tag? Wohlgemerkt mit der Waffe des Verstandes und den Mitteln der Gewaltfreiheit. Und ich musste mir Klarheit darüber verschaffen: Welche Methoden waren und sind wirksam und welche weniger?

Am Ende meines Weges, eines Jahrzehnte währenden Widerstands, behielt ich die Oberhand gegenüber den mächtigsten Männern der Wirtschaftswelt. Nein, ich habe mich nicht unterkriegen lassen. Selbst dann nicht, als die Hamburger, Berliner und Stuttgarter Justiz geradezu absurde Gerichtsurteile zu meinen Ungunsten fällten.

Mehr noch: Mit dem Sieg über Schrempp und den Daimler-Konzern vor dem Bundesgerichtshof, dem höchsten deutschen Zivilgericht, wandelte sich ab September 2009 meine Ausgangssituation von Grund auf. Ich wurde vom vermeintlichen Friedensspinners zum ernst genommenen Gegner, vom Gejagten zum Jäger.

Der US-amerikanische Gewerkschaftskollege Nicholas Klein brachte bei einer Rede, die er 1918 in Baltimore hielt, das Geschehen wie folgt auf den Punkt: »Erst ignorieren sie dich. Dann machen sie sich über dich lustig. Und dann greifen sie dich an und wollen dich verbrennen. Und dann bauen sie dir Denkmäler.« Mahatma Gandhi, eines der großen Vorbilder der Menschheitsgeschichte, hat dieses Zitat in abgewandelter Form wieder aufgegriffen.

Genauso ist es mir in den vergangenen Jahrzehnten ergangen. Der Ignoranz folgte das Verspotten. Dem Verspotten folgten die harten Attacken mit dem Versuch, mich mit juristischen Mitteln mundtot zu machen und finanziell auszubluten. Doch was vor Jahren noch undenkbar gewesen wäre, ist längst eingetreten: Denkmäler wurden mir in Form von zehn Preisen gesetzt. Eindrückliche Ehrungen für Frieden und Zivilcourage, für Menschenrechte und Medienarbeit.

Der Weg bis hierhin war wahrlich weit. Geholfen hat, dass mir in jeder Phase der Auseinandersetzungen bewusst war, für welche Ziele ich kämpfte, mit wem ich mich verbünden und auf wen ich mich verlassen konnte.

In der Aufarbeitung meines politischen Lebens, auch der vielen Erfolge, stellte ich mir mit diesem Buch folgende Fragen:

- Wie können wenige Menschen so viel Positives und Gutes bewirken?
- Wie können wir – zum Wohle vieler – folgenschwere Fehlentscheidungen und Fehlentwicklungen aufdecken und zu deren Beseitigung beitragen?
- Welches Versprechen habe ich von Waffengewalt betroffenen Menschen in Afrika und Asien gegeben, was also will ich mit meinem friedenspolitischen Engagement erreichen?
- Wie können wir bittere Niederlagen in bleibende Erfolge verwandeln und wie juristische Auseinandersetzungen final gewinnen?

- Welche Netzwerke müssen wir nutzen oder schaffen, damit wir politische Entscheidungen in unserem Sinne erfolgreich beeinflussen können?
- Inwiefern sind nicht militärische Konfliktlösungen wesentlich erfolgreicher als militärische?
- Welche sechs Schlüsselerlebnisse haben meinen Lebensweg geprägt und in die richtigen Bahnen gelenkt?

Bitte begeben Sie sich mit mir auf die Suche nach den Antworten, die uns allen weiterhelfen können. Die uns den richtigen Weg zu nachhaltig friedlichen Lösungen finden lassen. Antworten, die wir geben müssen, um den Kindern der Welt trotz alledem eine lebenswerte Zukunft zu eröffnen.

Für diesen Herkulesakt wünsche ich uns allen den Willen, die Kraft und die Standhaftigkeit, die wir brauchen, um erfolgreich zu sein.

Sollten Sie Interesse an weiteren Hintergrundinformationen zu den Themen dieses Buches hegen, finden Sie auf der Website des Heyne-Verlags www.heyne.de/einschuechtern-zwecklos/ vertiefende Infokästen: zu empfehlenswerten Filmen, zu den Auseinandersetzungen mit Heckler & Koch und SIG SAUER, zur Bundeswehr und NATO und zum aktiven Handeln für Frieden, Menschenrechte und Umweltschutz.

Beim Lesen dieses Buches wünsche ich Ihnen viele gute Gedanken, hilfreiche Ideen und neue Impulse,

herzlichst

Ihr *Jürgen Grässlin*

KAPITEL 1:

Wie mich das Militär lebenslang prägte

Der ewige Gefreite – mein erstes Schlüsselerlebnis

Unsere Familie war über Generationen in der badischen Grenzstadt Lörrach ansässig. Notgedrungen diente mein Großvater Ernst als Hauptmann bei der berittenen Infanterie in Verdun. Aufgrund seiner Traumatisierung erzählte er nach seiner Heimkehr niemals von den Gräueln des Giftgaskrieges.

Mit 15 Jahren wurde mein Vater Heinz zur Wehrmacht einberufen und in den letzten beiden Kriegsjahren zur Flugabwehr auf eine Rheininsel bei Kembs versetzt. Unter großen eigenen Verlusten schossen sie dort angreifende Flugzeuge ab. Dass er die Gefechte mit der französischen Luftwaffe überlebte, kam einem Wunder gleich. Erst viele Jahre später konnten wir, Vater und Sohn, über das Erlebte sprechen: über die Angriffskriege der Nationalsozialisten, über das Massenmorden.

33 Jahre später erhielt ich meinen Einberufungsbefehl. Wäre ich nur reifer und standhafter gewesen und hätte auf meine Verlobte gehört. Eva bezog von Anfang an klar Position: »Bundeswehr? Befehl und Gehorsam? Alles widerspruchslos hinnehmen? Gehirn ausschalten? Das passt aber auch gar nicht zu dir!« Wohlwissend redete sie auf mich ein: »Mach doch lieber Zivildienst!«

In mir wüteten die Widersprüche: Student oder Soldat? Vor allem angesichts der Tatsache, dass sich mein bester Freund Wolfgang als Zeitsoldat verpflichtet hatte und mein Vater mir mit Nachdruck

riet: »Wenn du dich als Berufssoldat verpflichtest, hast du für immer ein sicheres Einkommen. Du kannst den Führerschein machen, kannst auch beim Bund studieren, die Karriereleiter erklimmen!«

Wenigstens setzte sich Eva an einem nicht unerheblichen Punkt durch: Zwar meldete ich mich zum Grundwehrdienst, doch weder als Zeit- noch als Berufssoldat. Ich verpflichtete mich als Sanitäter, wollte Gutes tun. Wer so denkt und handelt, der muss sich nicht wundern, dass er genau da landet, wohin ihn der Einberufungsbeehl verpflichtet. Kein Aprilscherz, am 1. April 1977 trat ich meinen 15-monatigen Grundwehrdienst bei der Bundeswehr an.

Gleich in den ersten Tagen bekam ich beim 5. Sanitätsbataillon 210 einen bleibenden Eindruck von dem, was mich im südbayerischen Kempten als Soldat erwarten sollte. Dabei will ich mich nicht näher über Banalitäten auslassen wie das Massenessen aus der Großküche oder mein ungemütliches Metallbett im engen Schlafraum mit mehreren Kameraden. Bedenklicher war die Tatsache, dass ich von nun an einen militärischen Haarschnitt zu tragen hatte, Modell Kurzhaardackel. Im Tagesgeschäft durfte ich zudem die Ästhetik einer uniformierten Arbeitskleidung genießen, kiloweise militärische Ausrüstung durch die Allgäuer Grundmoränenlandschaft schleppen und bei Manöverübungen hautnah durch Dreck und Schlamm robben.

Summa summarum genau das Richtige für einen freiheitsliebenden 19-jährigen Möchtegern-Akademiker, der in den Monaten zuvor das erste Semester an der Pädagogischen Hochschule (PH) Freiburg absolviert, sich lustvoll mit der Lyrik des Mittelhochdeutschen beschäftigt, die in Jamben verfassten Dramen Schillers und Goethes genossen, sich in Geologie und Glazialmorphologie fortgebildet und zudem mit Erziehungsfragen in Zeiten der Adoleszenz auseinandergesetzt hatte.

Krasser hätte der innere Konflikt in mir kaum aufbrechen können. Musste ich mir doch mit meinem Dienstantritt ganz andere Lerninhalte aneignen: Wundarten und Wundblutungen, Schädel-

Hirn-Verletzungen, Schussbrüche und Lochdefekte mit Knochensplintern im Schädel, Verhalten bei Lebensgefahr und im Todesfall, Erkennen des Todes.

Die Pädagogische Hochschule hatte mir die Tür geöffnet zum sprühenden Leben, zur späteren Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Die Lerninhalte des Truppendaseins führten mich auf den Boden tödlicher Tatsachen zurück. Genau genommen alles nichts Sensationelles, wenn man seinen Grundwehrdienst als Sanitätssoldat einer Armee antritt. Alles vergleichsweise harmlos, wenn man bedenkt, dass unser Lernstoff auf Papier geschrieben stand, dass wir an humanoiden Plastikpuppen übten und nicht mit realen Leichen oder Leichenteilen zu tun hatten.

In den Jahrzehnten danach kämpften Bundeswehrsoldaten in Afghanistan oder in Mali. Sie schossen und töteten für Frieden und Freiheit, oder sie wurden von radikalislamistischen Terroristen erschossen oder ermordet. Das war nicht länger Theorie, die ich mir zu meinen Zeiten als Soldat aneignete, sondern die Praxis des Schlachtfeldes heutiger Kriege und Bürgerkriege mit Bundeswehrbeteiligung.

Ende der 70er- und auch noch in den 80er-Jahren herrschte die Ära des Kalten Krieges mit einem gegenseitigen Bedrohungsszenario eines irrsinnigen Arsenal an Atomwaffen. Dessen Overkill-Kapazitäten vermochten und vermögen jedes Bakterium theoretisch mehrfach zu vernichten.

Der Einsatz atomarer Vernichtungswaffen erschien damals für viele eher unwahrscheinlich. Doch sollte es, wider aller Erwartungen, zum Abschuss der russischen Atomraketen des Warschauer Paktes und der US-amerikanischen, französischen und britischen Nuklearwaffen der NATO kommen, dann wussten wir, würden uns allenfalls noch Minuten bleiben. Zum Abschiednehmen, ehe im Fall des atomaren Super-GAU's erst Mitteleuropa und dann der gesamte Globus für Jahrmillionen atomar verseucht sein würden.

Je länger wir im Gemeinschaftskundeunterricht im Rahmen der Bundeswehrausbildung diskutierten, je konsequenter ich meine missliebig beäugten Zwischenfragen stellte, desto deutlicher wurde mir: Der Kalte Krieg konnte ganz schnell ein heißer werden, ein alles vernichtender. Und noch etwas drückte mich in die Ecke des ungeliebten Besserwissers: Anders als die anderen gehörte ich nicht zu denen, die Atomwaffen des Westens als die guten, die des Ostens als die bösen betrachteten. Nein, je länger ich darüber nachdachte, desto mehr reifte in mir die Überzeugung: Es gibt nur schlechte, weil todbringende Atomwaffen.

Das Spiel mit unser aller Leben, die Dispute um die atomare Hochrüstung, der Konflikt um die bösen kommunistischen Russen – die Rote Gefahr! – und die nicht minder bösen kommunistischen Chinesen – die Gelbe Gefahr! – beschäftigte mich auch des Nachts. Zum Missmut manches diensthabenden Kameraden, den ich in seiner Nachtruhe störte.

Nur allzu gerne hätte ich die Fragen, die mich plagten, mit meinen Zimmergenossen besprochen. Die meisten aber blickten mich nur verständnislos an, scherten sich nicht im Mindesten um die Problematik der Blockkonfrontation, um den potenziellen Kriegsschauplatz eines geteilten Deutschlands. Daran, dass Westdeutschland Mitglied der NATO und Ostdeutschland des Warschauer Pakts war, ließ sich ohnehin nichts ändern. So die damals vorherrschende Meinung.

Doch genau zwischen unseren beiden deutschen Staaten, der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik, verlief die Grenzlinie der beiden bis an die Zähne hochgerüsteten Militärblöcke. Im Falle eines Atomkriegs würde unsere Heimat zuallererst zerstört werden. Was fast niemanden außer mir zu interessieren schien.

Nein, ein drohender Atomkrieg war kein Thema im Unterricht. Es war überhaupt kein Thema. Meine Kameraden schauten mich allenfalls schräg an, wenn ich schon wieder nervende

Fragen stellte. Nicht selten musste ich mir anhören, dass ich ein schräger Vogel sei, ein Spinner. Bis auf eine Ausnahme: Stubenkamerad Wolfgang Braun aus Stockach, der auch sein Hirn einschaltete. Mit dem ich mich austauschen konnte, der mir zuhörte, selbst zweifelte.

Noch bevor ich den allerersten Schuss abgefeuert hatte, stellten sich all meine Nackenhaare auf. *The West is the Best* hatte Jim Morrison einst gesungen. Ja, 233 Kilometer Fahrstrecke entfernt lag Freiburg, weit weg im Westen.

*

Damit uns angesichts des tristen Soldatendaseins die Freude und die Lust nicht gänzlich abhandenkamen, wurden wir bestens mit »Bräuten« versorgt. Allerdings hielt sich meine Vorfreude auf einen Quickie in Grenzen. Denn ein jeder von uns erhielt von seinem Vorgesetzten seine von nun an eigene »Braut des Soldaten« ganz unromantisch in die Hand gedrückt.

Unter dieser Bezeichnung wurde uns das Sturmgewehr G3 von Heckler & Koch jedenfalls vorgestellt. Meine »Braut« hatte zwar eine personifizierte Zuteilungsnummer, besaß aber ansonsten keinerlei weibliche Merkmale und wog auch lediglich 4,3 Kilogramm, ungeladen. Immerhin sollte dieses Schnellfeuergewehr, quasi zum Ausgleich für die emotionale Enttäuschung, im Kampfeinsatz äußerst effizient sein. Vor allem wenn es um die Treffgenauigkeit mit der NATO-Munition, Kaliber 7,62 x 51 mm, ging.

Der Auftrag der tagtäglichen Vorübungen war wenig anspruchsvoll, leicht erfüllbar und erfolgte Dank des Dauertrainings alsbald wie von selbst: Zusammenbauen! Auseinanderbauen! Zusammenbauen! Auseinanderbauen! Zusammenbauen! Auseinanderbauen! Licht aus, der Feind kann uns auch nachts überfallen. Auseinanderbauen im Dunkeln! Zusammenbauen im Dunkeln! Auseinanderbauen im Dunkeln! Zusammenbauen im Dunkeln! Auseinanderbauen im Dunkeln!

nanderbauen im Dunkeln! Zusammenbauen im Dunkeln! Das Soldatenleben kann so spannend, so abwechslungsreich sein.

Dann endlich war es so weit. Nachdem wir unsere Braut bestens erprobt und alle Schritte en detail eingeübt hatten, sollte all unser Wissen endlich ein sinnvolles Ergebnis zeitigen. Auf einem Schießplatz im Kemptener Alpenvorland würde ich meine Waffe einsetzen, meinen ersten Schuss abgeben, danach meine Schießfertigkeit optimieren. Alles sah aus, wie man es aus Lehrfilmen kennt: mehrere Schießbahnen im Freien, weit vorne die Zielscheiben.

Über das Schießen hatte ich mir zuvor keine Gedanken gemacht. Auf ein Fadenkreuz zu ballern, erschien mir banal. Das Besondere daran war, dass ich noch nie in meinem Leben einen Schuss abgegeben hatte. Bis zu diesem Tag im Frühsommer 1977 wusste ich nicht wirklich, was es bedeutete, Pazifist zu sein. Die Frage, ob ich das Schießen verweigern und die Waffe weglegen sollte, stellte sich mir nicht. Vielmehr hatte ich mich am System von Befehl und Gehorsam, von verbindlicher Anweisung und widerspruchsloser Umsetzung bei Ausschaltung aller Gehirnwindungen gestört. Nicht aber an der Tatsache, dass ich das Schießen und gegebenenfalls das Töten von Menschen trainieren sollte.

Und ich hätte alles mitgemacht, hätte mein G3-Gewehr auf das Fadenkreuz gerichtet, hätte Kimme und Korn einjustiert, hätte den Abzugshahn betätigt, hätte möglichst zielgenau geschossen. Warum auch nicht, schließlich galt es, einen bösen Feind zu stoppen, der nichts anderes im Sinne hatte, als mein Land zu überfallen, das deutsche Volk zu unterdrücken, uns alle auszurauben, meine Freundin zu vergewaltigen und meine Eltern zu ermorden.

So jedenfalls hatten uns Vorgesetzte vor der »Gelben Gefahr« gewarnt. Ein Begriff, der historisch gesehen aus der Kolonialzeit stammte. Gebraucht von Kolonialmächten der Vereinigten Staaten und Europas, um Ressentiments gegen Menschen aus China und anderen asiatischen Ländern bewusst anzuheizen.

Dann erhielt ich einen Befehl, der mich schlichtweg schockte: »Heute üben wir das Kopfschusstraining an Chinesen. Schießt in die Mitte! Stellt euch dabei vor, ihr schießt einem Chinesen genau zwischen die Augen! Heute geht es um Leben und Tod! Uns allen droht die chinesische Gefahr! Feuer frei!«

In mir regte sich Widerstand. Mein Gewehr gesenkt haltend, fragte ich spontan: Warum soll ich auf einen Chinesen schießen? Auf einen Menschen, den ich nicht einmal kenne? Einen Mann, der womöglich Frau und Kinder hat? Der in Friedenszeiten mein Freund sein könnte? Und überhaupt: Warum sollen ausgerechnet wir Kopfschüsse trainieren? Warum Menschen töten, anstatt miteinander zu sprechen?

Die Blicke, die man auf mich abfeuerte, kannte ich bereits von den nächtlichen Diskussionen über den Kalten Krieg, den drohenden Atomkrieg, Deutschland als Schlachtfeld. Wahrscheinlich hatte ich längst meinen Ruf als eine Art Friedensapostel weg. Der Offizier ging erst gar nicht auf meine Fragen ein, entwendete mir mein G3 und befahl mir, den Schießübungen der anderen zuzuschauen.

Wieder in der Kaserne angekommen, musste ich in einem nüchternen Büroraum antreten. Ein Offizier bat mich, Platz zu nehmen, setzte sich gegenüber, legte los. Einschüchtern hieß das Gebot der Stunde. Ich hätte den Befehl verweigert, hätte die Moral der Truppe unterwandert, hätte mich mehrfach geweigert zu schießen, hätte im Ernstfall mein Leben und das meiner Kameraden riskiert, hätte sie alle verraten.

Der Mann mit den reich bestückten Epauletten wurde laut, schrie mich an. Eine Kanonade von Vorwürfen und Drohungen prasselte auf mich ein. Auf Befehlsverweigerung stünden drakonische Strafen. Ich müsse harte Konsequenzen fürchten, meiner Karriere bei der Bundeswehr sei somit ein abruptes Ende gesetzt.

Der Ausweg: Ich solle mich besinnen, solle ein Einsehen haben – nur dann ließe sich vieles noch zum Guten wenden, bot er mir an.

Befehlsverweigerung? Eigentlich hatte ich erwartet, dass ich die kommenden Tage und Nächte in einer Einzelzelle auf einer harten Pritsche verbringen müsste, bei Wasser und Brot versteht sich. Dem war aber nicht so. Zu meiner Überraschung durfte ich in mein Zimmer zurückkehren. Dort allerdings erwartete mich eisiges Schweigen. Die meisten meiner Kameraden ignorierten mich, drehten mir den Rücken zu. Vereinzelt fielen Worte wie »Schweinehund« oder »Verräter«. Ich ging zeitig schlafen.

Zum Glück nahte das Wochenende, und ich würde nach Freiburg zurückkehren können. Zu Eva, zu meiner Familie, meinen Freunden. Ich würde ihnen meine Gedanken und Gefühle mitteilen, ihre Ansichten anhören. Üblicherweise fuhr ich am Freitagnachmittag gegen Benzinkostenbeteiligung mit einem Kameraden aus dem Badischen mit. Manchmal saßen wir sogar zu fünft im Auto, wie Sardinen in der Büchse, aber guter Dinge angesichts des anstehenden Wochenendes.

Noch aber war es nicht so weit. Erst mal stand für uns alle die Abschlusskontrolle an: Zimmer, Bett und Spind. Neben dem militärischen Drill und der von mir als Erniedrigung empfundenen zwanghaften Unterordnung wurde mir eines von Tag zu Tag verhasster: der Ordnungs- und Sauberkeitswahn meines Vorgesetzten. Die Vorgaben gipfelten in der Anforderung, die Bundeswehrhemden im eigenen Metallschrank müssten millimetergenau aufeinanderliegen. Ragte eines der Kleidungsstücke seitlich um drei Millimeter heraus, verhiieß dies Ärger. Den wollte keiner von uns erregen, schon gar nicht freitags am frühen Nachmittag.

Mein Verhalten auf dem Schießplatz hatte längst die Runde gemacht, die Rache des uns kontrollierenden Unteroffiziers ließ nicht lange auf sich warten. Mein Vorgesetzter warf einen missmutigen Blick in meinen Spind. Dann zog er mit einem heftigen Ruck das unterste Hemd heraus, sodass auch alle anderen zu Boden fielen. Entsetzt schaute ich ihn an, stammelte ein paar verzweifelte Sätze.

»Zusammenlegen! Aber diesmal ordentlich!«, lautete sein Befehl.

Was das bedeutete, war klar. Selbstverständlich konnte ich nicht damit rechnen, dass die anderen auf mich warteten. Was hieß, dass ich nun ein ganzes Wochenende lang Zeit hatte, das Hemdenzusammenlegen zu üben. Ein Wochenende voll innerer Wut. Keine Heimkehr, kein Zusammensein mit meinen Lieben.

Von einer Kemptener Telefonzelle aus rief ich Eva an. Auch sie war ziemlich konsterniert, sprach mir aber Trost und Mut zu. Mehr konnte auch sie in diesem Moment nicht machen. Ich erinnerte mich an ihre frühzeitigen Warnungen gegenüber dem Dienst in der Armee. Hätte ich nur auf sie gehört. In der Not flüchtete ich mich in die Welt der Bücher. In Hermann Hesses *Glasperlenspiel*, in *Siddharta*, in den *Steppenwolf*, als der ich mich fühlte.

Von der Verteidigungsarmee zur internationalen Eingreiftruppe

Kempten war Vergangenheit, die Garnisonsstadt Ulm die Gegenwart. Zum 1. Juli 1977 musste ich beim 1. Nachschubbataillon 210 in der Wilhelmsburgkaserne meinen Dienst antreten. Die Wilhelmsburg war eine der fünf Bundesfestungen, bekannt als Sitz führender Militärstäbe. Hier in der Wilhelmskaserne wehte von Anfang an ein anderer Wind. Wohlgemerkt ein anderer, als ich erwartet hatte.

Nicht lange nachdem ich mein neues Zimmer bezogen hatte, fand ich mich in einem nüchternen Krankenraum wieder. Dort erwartete mich ein Truppenarzt, der sofort zur Sache kam.

»Gefreiter Grässlin, wie stellen Sie sich Ihre Zukunft vor?« –
»Weiterstudieren an der Pädagogischen Hochschule Freiburg.«

»Wieso, sind Sie Student?« – »Gewesen, bis der Einberufungsbefehl eintrudelte und ich mich für den Sanitätsdienst entschied. Mein Fehler, ich hätte nicht zur Bundeswehr gehen sollen.«

»Wenn Sie so denken: Warum haben Sie den Kriegsdienst nicht verweigert?« – »Zur Zeit meines Dienstantritts war ich noch kein Pazifist.«

»Sie sind Pazifist? Was wollen Sie dann noch bei der Armee?« – »Die Bundeswehr hat aus mir einen Pazifisten gemacht. Und zwar an dem Tag, an dem wir Kopfschüsse auf Chinesen trainieren sollten. Ich weigerte mich zu schießen.«

»Verstehe ich nicht, Chinesen leben in China.« – »Stimmt. Aber es hieß, Chinesen würden uns überfallen und meine Freundin vergewaltigen und meine Eltern töten.«

»Sie leiden ganz augenscheinlich unter Halluzinationen.« – »Bitte helfen Sie mir: Ich bin tatsächlich krank. Aber ich habe keine Halluzinationen.«

»Sondern?« – »Von Kindesalter an leide ich unter Doppelbildern. Ich sehe alles doppelt, meine Kameraden, meine Vorgesetzten, auch Sie.«

»Die hindern nicht am Dienst in einer Nachschubkaserne!« – »Meine Doppelbilder verursachen starke Kopfschmerzen, häufig auch schwere Migräneattacken. Man hat versucht, mich zu behandeln. Leider erfolglos.«

»Und das soll ich Ihnen glauben?« – »Während meines Grundwehrdienstes fuhr ich mehrfach in die Augenklinik der Universität München. Aber sie konnten mir nicht helfen. Hier, meine Belegzettel über die Dienstreisen in die Uniklinik.«

Ich reichte ihm die Unterlagen über den Tisch.

Im Rahmen der Heilfürsorge, 26.4.77, 10.5.77, 12.5.77 las der Militärmediziner leise.

»Gut, reicht mir.«

Der Ulmer Bundeswehrarzt nickte, wir verabschiedeten uns. Ich habe ihn nie wieder in meinem Leben gesehen. Schade, denn im Nachhinein hätte ich mich gerne bei ihm bedankt. Von nun an galt offenbar die Devise, den verteidigungsunwilligen Verräter Grässlin loszuwerden.

Plötzlich lief alles wie am Schnürchen. Erst teilte man mir mit, ich sei außendienstuntauglich, Tage danach innendienstuntauglich, kurz darauf überhaupt untauglich. Als bald durfte ich meine Entlassungspapiere entgegennehmen. Der Grund meiner freudig-fröhlichen Freistellung lautete in offiziellem Amtsdeutsch: »Gesundheitsstörung«.

Am 31. August 1977, exakt fünf Monate nach meinem Dienstantritt in Kempten, war ich wieder ein gut gelaunter, optimistisch gestimmter, in den Annalen der Bundeswehr allerdings gesundheitsgestörter Mensch.

*

Die Erinnerung an meine Zeit beim Bund ließ mich nie mehr wirklich los. Zur Zeit des Kalten Kriegs hatte ich mich bewusst für den Dienst als Sani gemeldet. Wie aber ergeht es Sanitätern heute bei der Bundeswehr? Viereinhalb Jahrzehnte sind seit meinem Soldatendasein vergangen, der Beruf des Sanitätssoldaten ist längst ein ganz anderer. Die Wahrscheinlichkeit, dass ich meinen Dienst an Verletzten und Verwundeten auf einem realen Schlachtfeld hätte verrichten müssen, war damals äußerst gering, dafür war die Gefahr eines alles vernichtenden Atomkriegs immens hoch.

Heute werden Sanitäterinnen und Sanitäter überall dort gebraucht, »wo sich Kameradinnen und Kameraden im Einsatz befinden«. Tagtäglich verrichten sie ihren Dienst in »unterschiedlichen Einsatzgebieten«. Denn Mitte der 90er-Jahre erhielt die Bundeswehr die *Lizenz zum Töten*, so der gleichnamige Titel meines Buches von 1997. Darin beschreibe und kritisiere ich die von Verteidigungsminister Volker Rühe und General Klaus Naumann massiv forcierte Umwandlung der deutschen Streitkräfte mit einem Verteidigungsauftrag – siehe Grundgesetz Artikel 87a (1) – von einer Verteidigungsarmee zu einer internationalen Eingreiftruppe.

Damals wie heute verrät man 18-Jährigen nicht wirklich, was sie erwartet, wenn sie ihren Auslandsdienst bei der Bundeswehr auf den Schlachtfeldern in Asien oder Afrika antreten. Täte man dies, so würden weitaus mehr junge Erwachsene sinnvolle zivile Berufe ergreifen, statt bei der Armee zu dienen.

*

Im Nachhinein stellte sich für mich heraus, dass Fehlentscheidungen letztlich auch hilfreich sein können. Vorausgesetzt man zieht die richtigen Schlüsse daraus. Rückblickend betrachtet hat mir die Bundeswehr die Augen geöffnet. Sie hat mich den Entschluss fassen lassen, niemals in meinem Leben eine Waffe zu gebrauchen. Mein erster Tag auf dem Schießplatz hat mich von einem passiven Mitläufer zu einem standhaften Pazifisten geformt. In diesem Sinne betrachtet, verdanke ich der Bundeswehr das erste friedenspolitische Schlüsselerlebnis meines Lebens.

Mit meinem Ausscheiden aus der Armee war klar, dass ich ewig ein Gefreiter, besser noch, ein Befreiter bleiben würde. In diesem Sinne stellte der Lebensabschnitt von Anfang April bis Ende August 1977 nicht nur eine erfahrungsreiche Zeit für mich dar. Sondern eine, die meinen weiteren Weg in eine ganz andere – für mich weitaus positivere – Richtung lenkte.

Eva, meine Eltern und Stefan freuten sich sehr, dass der vermisste Verlobte, Sohn und Bruder fortan wieder im Südbadischen weilte. Am 1. Oktober begann für meine Kommilitonen das dritte, für mich das zweite Studiensemester an der Pädagogischen Hochschule. Bis heute erinnere ich mich, wie der überraschende Rückkehrer von einigen in seiner Studentengruppe mit überschwänglicher Freude begrüßt und für seine antimilitärische Standhaftigkeit bewundert wurde.

Was konnte es für einen 20-jährigen, bundeswehrebefreiten Studenten Schöneres geben, als tagtäglich neues Wissen der Geografie,

Germanistik und Erziehungswissenschaften aufzusaugen, sich ein kinderreiches Familien- und als angehender Pädagoge ein erfülltes Lehrerleben vorzustellen?

Im Dezember 1979 ereignete sich dann das glücklichste Ereignis der 70er. Fünf Jahre zuvor hatte ich meine erste feste Freundin am Kepler-Gymnasium Freiburg kennengelernt. Genauer gesagt: Sie hatte mich geangelt. Nunmehr schlossen wir den Bund fürs Leben. Wie sich zeigen sollte, im wahrsten Sinne des Wortes. Denn Eva ging durch alle stürmischen und nicht selten orkanhaften Zeiten meines Engagements als Friedensaktivist immer unbeirrt an meiner Seite.

KAPITEL 2:

Wie wenige Aktivisten viel bewegen

Das weiche Wasser wider den atomaren Overkill

Die Wurzeln eines breit getragenen zivilen Widerstandes reichen bei uns im Südbadischen bis ins Jahr 1975 zurück, als Bauern und Studenten Hand in Hand gegen die geplante Errichtung eines Atomkraftwerks in Wyhl, nördlich des Kaiserstuhls, demonstrieren und das Projekt blockierten. Ihr alemannisches Motto – »Nai hämmer gsait! Nein haben wir gesagt!« – richtete sich gegen die christdemokratische Landesregierung Baden-Württembergs unter Führung des Ministerpräsidenten Hans Filbinger. Diese hatte sich doch tatsächlich zu der Behauptung verstiegen, im Ländle würden »die Lichter ausgehen«, falls das Wyhler AKW nicht gebaut werden würde. Als Student war ich einige Male vor Ort, um wenigstens meine Solidarität mit den Anti-AKW-Aktivisten zu bekunden.

Anfang der 80er ging es dann heiß her im ansonsten so friedliebenden Freiburg. Im Konflikt um das sogenannte »Dreisameck« kam es 1980 zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen zumeist jungen Wohnraumbesetzern, viele von ihnen Spontis, und martialisch verummten und durchaus aggressiv agierenden Polizeieinheiten.

»Sanierung contra Wohnen« war der Streitpunkt an der Ecke Kaiser-Joseph-/Schreiberstraße. In der Aktionswoche beteiligte ich mich an den Großdemonstrationen durch die Innenstadt mit bis zu

10 000 Teilnehmerinnen und Teilnehmern, auch wenn ich zu keinem Zeitpunkt der Besetzerszene angehörte.

Unglaubliche 1200 Polizisten befanden sich im Einsatz zur Räumung der Wohnungen in der Freiburger Innenstadt. Bei einer der Kundgebungen machte ich als friedliebender Demonstrant zum ersten Mal in meinem Leben unliebsame Bekanntschaft mit einem Wasserwerfer. Die Polizei folgte uns hartnäckig durch die umliegenden Seitenstraßen. Mehrere Tage lang war die Kaiser-Joseph-Straße gesperrt. Nicht lange danach wurden alle Häuser abgerissen.

Im Vergleich dazu waren meine Erfahrungen im Rahmen der politischen Auseinandersetzungen an der PH recht harmlos. Bei einem Bildungsstreik verrammelten wir den Zugang zur Fachschaft Geografie mit Mobiliar. Mehrere Tage lang hielten wir Mahnwache und ließen weder Kommilitonen noch Professoren passieren, von denen im Übrigen manch einer seine Sympathie bekundete.

Dieser Bildungsstreik für bessere Lehrbedingungen an der PH wurde vom »Allgemeinen Studierenden Ausschuss« (ASTA) organisiert. Unterstützt von der »Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft« (GEW), in die ich 1981 eintrat und in der ich bis heute aktiv bin. Die GEW gab mir das gute Gefühl, sowohl politische als auch – bei Bedarf – juristische Rückendeckung zu erhalten.

*

In den folgenden Jahren ging alles Schlag auf Schlag. Dem Ersten Staatsexamen vom November 1980 folgte ab Februar mein Referendariat. Diese in vielerlei Hinsicht extrem stressige Zeit endete im Juni 1982 mit dem Zweiten Staatsexamen.

Dank der erneut sehr erfreulichen Bewertungen konnte ich mich für den Schuldienst des Landes Baden-Württemberg bewerben. Allerdings wehte uns Junglehrern damals ein heftiger Wind entgegen. Trotz meines ansprechenden Abschlusses wurde ich erst einmal auf die landesweite Warteliste der Schulbehörden verwiesen, worüber